universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

VI. Von Landeck über Mals nach Meran. 1843

urn:nbn:at:at-ubi:2-8340

VI.

Von Landeck über Mals nach Meran.

1843.

Dieser Weg ins Vinschgau, ins Etschland und nach Italien heißt im Lande gewöhnlich die obere Straße, während jene über den Brenner die untere genannt wird. Eine dritte fahrbare Verbindung zwischen dem Norden Tirols und seinem Süden gibt es nicht. Jene obere Straße aber geht von Landeck aus und windet sich allererst am Innstrom dahin, oft in den Felsen gesprengt und mühsam herausgehauen; die Gegend ist eng, waldig, diesseits steil abfallend, während auf dem andern Ufer grüne Berghänge stehen, mit Dörfchen, Feldern, Obstbaumhainen und reichem Buschwerke. Oben auf dem Gebirge zur linken Hand liegt Fließ, ein großes Dorf, dessen Kirche mit zwei Thürmen prangend, wie eine Kathedrale auf stolzer Höhe leuchtet. Bei Fließ steht auch die ansehnliche Burg von Pideneck. Eine halbe Stunde von da schließt sich die Landschaft und bildet ein Felsenthor, durch welches der Inn hereinzieht. Hier starrt Wand gegen Wand, und da herüben kein Raum mehr ist, so setzt die Landstraße aufs andere Ufer. Der Uebergang heißt die Pontlatzer Brücke, ein Name, der in der Kriegsgeschichte von Tirol zu den berühmten gehört.

Die Gegend ist schauerlich und düster, eng und unheimlich — ein gut angelegter Schauplatz für blutige Thaten, die auch nicht ausgeblieben sind.

Im Jahre 1703 und wiederum Anno Neune zogen da Bayern und Franzosen herein, um über Finstermünz das Etschland zu erreichen; beidemale fanden sie, da sich der Landsturm erhoben, an der Pontlatzer Brücke unüberwindlichen Widerstand und beidemale thaten ihnen die künstlichen Steinlahnen, die von den Felsen herab entsendet wurden, den meisten Schaden. Viele von ihnen wurden elendiglich zerschmettert, andere fanden in den Fluthen des Innstroms ihren Tod. Doch ist das alles jetzt schon ziemlich lange her und wir wollen diese harmlosen Seiten nicht wieder, wie in der ersten Auflage, mit alten Schlachtberichten aus vergessenen Tagen füllen, da die neueste Zeit deren eine so glänzende Reihe geliefert hat.

Eilen wir hinaus in die Tullenau, ins freundliche Korngefilde von Prutz. Noch ist's eine gute halbe Stunde bis ins Dorf; aber sein Kirchthurm und seine großen Dächer winken schon deutlich herüber. Die Landschaft zeigt die ganze Pracht des obern Innthales, riesige Berge, hier weit oben noch mit einsamen Weilern besetzt, darüber mit Schnee bekränzt. Rechts steht auf ragendem Felsenkamm sehr trotzig und herausfordernd die Burg Laudeck, früher der Sitz der landesfürstlichen Pfleger, darnach ausgebrannt, jetzt verödet und verlassen — gelbbraunes Gemäuer mit starken Zinnen. Daneben liegt das Dorf Ladis und hoch über diesem zeigt sich die weiße Stirnseite des Badehauses von Obladis, das wir auch erklettern werden.

Ehe man die Prutzerbrücke erreicht, steht zur rechten eine Schrofenwand an der Straße, aus der eine Quelle hervorquillt. Es war um Mittag als ich dahinkam, der Tag sehr heiß, kein Wölkchen am Himmel. Die Felsenmauer gab etwas Schatten und in diesen hatten sich mehrere Landleute zurückgezogen, um zu rasten. Ein ärmlicher

Knabe ging mit einem Glase unter ihnen herum und gab ihnen zu trinken, wofür er einige Pfennige bekam. Das Wasser aber ist ein angenehmer, kühlender Säuerling, sicherlich aus derselben Quelle, die den Ruf des Bades zu Obladis begründet. Ich hatte meine Freude an dem prickelnden Wässerlein, das mir den Durst so liebreich löschte. Nicht so eingenommen dafür schien ein ältlicher Landmann, welcher auch des Weges kam, das Glas aber kopfschüttelnd zurückgab und seufzend sprach: „Ach hätt' ich doch eine Halbe Wein!"

Der Ladiser Sauerbrunnen wird unter dem Namen Prutzerwasser bis gegen Innsbruck hinab verführt und ist im Oberinnthale fast in allen Wirthshäusern zu haben. Man schlägt den jährlichen Verbrauch auf 20,000 Flaschen an. Mit Wein und Zucker vermischt gibt er dasselbe kühlende Getränk, wie es die Pilger am Rheine mit Selterserwasser bereiten.

Das Dorf Prutz hat ein sehr anständiges Aussehen, im übrigen aber keine Denkwürdigkeiten. Wer daher von der Pontlatzerbrücke herkömmt, der mag gleich von der Tullenau zur rechten Hand nach Ladis hinaufgehen, leicht und bequem, während der andere Steig von Prutz aus ziemlich steil in die Höhe strebt. Unterwegs wird der Wanderer gleichwohl oft stille stehen, um die liebliche Aussicht auf die Prutzer Flur und die andere, mittelalterliche auf die Ruinen des mächtigen Schlosses zu genießen. Letzterem kommt er nun immer näher und es baut sich immer großartiger empor auf seiner nackten Klippe und schaut immer drohender herunter, bis man ihm zuletzt den Wind abgewinnt und die verlassene Veste von hinten sieht. Von dieser Seite aber sind die Wände eingestürzt und im verwilderten Hofe liegen die Mauersteine zerstreut umher. Da hat denn auch die Burg ihr trutziges Aussehen völlig eingebüßt.

Auf gleicher Höhe nicht weit von dem Gemäuer liegt unter Obstbäumen das Dorf Ladis an einem stillen See. In diesem Dorfe entspringt eine gute Schwefelquelle und das Wirthshaus ist deßwegen als Badeanstalt eingerichtet, schlecht und recht, nach der Art des Landes. Der Aufwand, um den Gästen die Langeweile zu vertreiben, ist sehr gering und daher fast zu vermuthen, sie haben keine. Als letztes Auskunftsmittel mag allenfalls eine Anstalt gelten, die hier wie auch in andern Bädern gefunden wird. Es ist ein grüner Tisch auf allen Seiten mit spannehohen Wänden eingefaßt und im Innern wieder durch Getäfel in verschiedene Gemächer abgetheilt, welche alle durch kleine Pförtchen miteinander in Verbindung stehen. In diese Gehege werden als stumme Besatzung ein Dutzend Kegel gestellt, in das große Blachfeld der Mitte das Hauptgeschwader, etwa fünf oder sechs, in die Nebenkabinete je einer. Diese friedliche Mannschaft hat aber einen wilden Feind, einen schnurrenden Kobold, so was man in Bayern schlechtweg einen Schnurrer, anderswo Kreisel nennt. Dieser Unhold wird von der Hinterwand abgelassen und fährt dann schwirrend in die Tafel, schlägt, je nachdem der Angriff gelingt, das Centrum nieder, stürzt siegesstolz in die stillen Seitenzimmer, pickt auch da die ruhigen Bürger an und wirft sie zu Boden, schießt wieder heraus und anderswo hinein, verbreitet so überall Schrecken und Mord, und singt immer sein wildes Lied dazu, bis er endlich kampfesmatt auf seinen kahlen Scheitel fällt, den einzigen Fuß drohend gegen Himmel streckt, aber auch so noch schnurrend herumwirbelt. Da trifft denn oft der Grimm des Sterbenden Manchen, den der Zorn des Lebenden verschont hatte. Zuletzt aber wenn der Held ausgewüthet, packt ihn ein anderer Badegast, um ihn zu neuem Leben zu erwecken. Es ist dieß Spiel, wenn's nicht zu lange dauert, eine recht ange-

nehme Unterhaltung, unschädlich für Kopf und Herz. Drum hat auch dieser grüne Schnurrtisch manches voraus vor den grünen Tischen in andern Bädern, und es ist nur zu beklagen, daß er letztere nicht schon längst ersetzt hat.

Die Badeleute in Ladis scheinen ebenso mild und freundlich zu sein, wie die Wirthsleute in den übrigen Kurorten des Landes. Daß der Aufenthalt nicht theuer zu stehen komme, konnte man aus dem Fremdenbuche entnehmen, wo sich neben vielen Pfleglingen, denen man ihrem Stande nach ein gutes Auskommen wohl zutrauen mochte, auch manche fanden, die gewiß keinen Ueberfluß um sich verbreitet haben. Es waren in dieser Saison bisher 107 Gäste zugezogen und darunter erschienen nicht allein Pfarrer, Cooperatoren, Wirthinnen, Privaten, auch etliche gleichbedeutende „Brifate," Handwerker, Bauern, sondern sogar manches dienende Menschenkind, das sich ohne Hochmuth als „Hausknecht" oder „Magd" eingetragen hatte. Ein bayerischer Hauptmann aus Lindau war dieß Jahr auch hierhergekommen und genoß als der angesehenste Badegast hoher Ehren. In der Spalte der Bemerkungen stand unzähligemale: Sehr zufrieden, und es ist nicht zu zweifeln, daß dieß bei allen der unverfälschte Ausdruck der Gesinnung war.

Von Ladis geht es nun weiter in die Höhe. Man erreicht bald wohlgehaltene Fußpfade, die einen Fichtenwald durchschneiden und demselben das Ansehen eines Parks verleihen. Nach einer halben Stunde ist man in Obladis, 3680 Wiener Fuß über dem Meere.

Hier ist also der einzige Sauerbrunnen in Deutschtirol und zwar ein sehr kräftiger und heilsamer. Das Wasser soll bereits im dreizehnten Jahrhundert von einem Hirtenknaben Nikolaus Schäderle entdeckt worden sein, „indem er wiederholt eine auffallende und zudringliche Vorliebe

seiner Herde zu dieser Quelle bemerkte." Kaiser Max ließ den Brunnen untersuchen und seine Doctoren brachten heraus, daß er eines der besten Kurwasser in ganz Deutschland sei. Davon erwuchs ihm ein großer Ruhm und zahlreicher Besuch. Auch der fürstlichen Grafschaft Tirol Landreim vom Jahre 1558 thut der Quelle in allen Ehren Erwähnung, singend:

Vndr Trasp vnd vmb Laudegg her fliessn
Edl Sawrprünn, die dem Menschn erspriessn,
Machen zu Essn angnemen Lust
Geben guet Attem, ringern die Prust.

Später gerieth die Anstalt mittellosen Pächtern in die Hände, kam sehr herunter und fast in gänzlichen Verfall, so daß man zuletzt nur noch drei schlechte hölzerne Hütten mit sieben unheizbaren Kammern fand. Im Jahre 1833 that sich endlich eine Actiengesellschaft zusammen, erwarb die Quelle und errichtete das jetzige Gebäude, das Staffler einen herrlichen Bau nennt.

Und in der That, wer von der Pontlatzer Brücke gegen Prutz zufährt, der sieht, wie schon bemerkt, ein schönes weißes Haus mit doppelter Fensterreihe und einem Capellenthürmchen aus dem Walde herunter blinken, ein Gebäude wie ein Lustschloß, und wenn er nachfragt, was das Haus bedeute, so wird er hören, dieß sei das neuerbaute Bad von Obladis, das schönste in Deutschtirol, wo es sehr vornehm und fein zu leben und sogar etwas theuer zu zehren sei. Er braucht sich aber durch den Ruf der Vornehmheit und Theurung weder abschrecken, noch anlocken zu lassen, da beides nur im Vergleich zu andern Bädern des Landes gemeint sein kann. Von luxuriöser Verfeinerung ist auch in Obladis wenig zu spüren und man kann der Anstalt glücklicherweise nicht mehr nachrühmen als bürgerliche Behag-

lichkeit. Auf Speise und Trank halten die Tiroler Badegäste, die oft vorher schon ganz gesund sind, erstaunlich viel und wohl mehr, als man anderswo für gut erachten würde. Deßwegen gibt's denn immer sehr reichliche Mahlzeiten; selbst der Abendimbiß, den wir heute einnahmen, war so trefflich ausgestattet, daß er auch als Mittagsmahl für den alpenhaftesten Hunger gerecht gewesen wäre. Doch ist der Preis dafür nur mäßig und noch billiger sind die Ansätze für Zimmer und Bäder. Ob dieses Obladis bei all dem ein sehr angenehmer Aufenthalt, sollen andere entscheiden. Was für manche Unbequemlichkeit entschädigen kann, ist außer der reinen Bergluft die herrliche Aussicht.

Also gehen wir ans Fenster und betrachten uns diese. Die Burg Laudeck, die von Prutz aus gesehen, so schwindelnd emporragt, die liegt jetzt tief zu Füßen, so tief, daß uns kaum mehr einfällt, wie viel es Schweiß gekostet bis wir sie erreicht; neben ihr das Dorf Ladis und der blaue See. Noch tiefer im Thale erscheinen die Kirche und die weißen Häuser von Prutz, die der grüne Inn bespült und die gelbe Landstraße durchzieht. Ueber diesem Dorfe öffnet sich der weite Eingang ins herdenreiche Kaunserthal, das hinten in eine Fernerwüste ausgeht. Dort drinnen wurde Franz Zauner geboren, der das Reiterbild Kaiser Josefs II. geschaffen hat, welches zu Wien im Burghofe steht. Durch den Riß zieht in breiter Windung der verheerende Faggenbach heraus. Auf einer Seite steht eine rauhe Wand, auf der andern eine lange, hohe Halde, ganz bunt, braun, grün, gelb von Brachäckern, Wiesen und wallenden Kornfeldern. Auch viele Obstbäume mengen sich darunter und aus solchen sticht der rothe Kirchthurm von Kauns und das graue Gemäuer des Schlosses Berneck hervor, das einst des Herrn Hansen von Müllinen Besitzthum war, der

seinen Freund und Herzog Friedel da schützend beherbergte, in denselben schwierigen Zeitläuften, als er auch beim Rofner Bauer und auf dem Finailhof eine Freistätte suchen mußte. Weit drinnen im Thale prangt das große Gotteshaus von Kaltenbrunn, ein hochgefeierter Wallfahrtsort zu Ehren Unsrer Lieben Frau, der kampflustigen Landesvertheidigerin, die im Tirolerkriege den Söhnen der Berge oft sichtbar geholfen haben soll.

Weiter hinauf auf den grünen Bergebenen zeigen sich viele Höfe und kleine Dorfschaften auf einsamen Fluren. Den ganzen Umfang behüten aber ungeheure Gebirge, vor allen die hochaufragenden Marken des Kaunserthales, die sich immer mächtiger hineinziehen gegen die unermeßliche Wildniß des Oetzthals und weite Schneefelder tragen. Jetzt fingen sie rosenroth zu schimmern an und strahlten in ihrem Prunkgewande noch lange, als die Sonne untergegangen und die Dörfer der Niederung schon in der Dämmerung verschwommen waren.

Jetzt ist auch Zeit, das Fenster zu schließen, denn es schauert ganz kalt herein. Das Abendmahl wird im großen Kursaale aufgetragen und einer der geistlichen Herren verrichtet das Gebet. Die Sommerzeit war dahin, die Saison wegen des vielen Regens ohnedieß schlecht gewesen, und so fanden sich nur noch ein Dutzend Badegäste — mehrere Priester, ein paar angesehene Herren aus den Städten und ein wohlgenährter Bauer aus dem Vinschgau, ein gar manierlicher Mann, der trotz seiner rothen Weste und der grünen Hosenträger in das Gespräch der Herren sehr vernünftige Bemerkungen einflocht. Es wurde von der trefflichen Einrichtung des Bades gesprochen, der heitern Räumlichkeiten und auch der Hauscapelle in Ehren gedacht. Dabei kam ferner zur Sprache, daß im Jahre 1825 ein lustwandelnder Kurgast unweit des Sauerbrunnens eine

sehr heilsame Schwefelquelle entdeckt habe und daß überdieß eine Tufquelle in der Nähe sei, welche die hineingelegten Gegenstände in kurzer Zeit versteinere.

Daß das Obladiser Bad seit jener Zeit nicht zurückgegangen, zeigt eine kurze Erwähnung, welche Hr. Dr. Ed. Amthor im zweiten Bande des Alpenfreundes S. 376 niedergelegt hat und welche also lautet:

„In Obladis findet der Wanderer, außer der prächtigsten Aussicht, eine gar reine, herrliche Luft, balsamischen Tannenhauch, wohlschmeckendes heilsames Sauerwasser, warme Bäder, durchaus anständige Gesellschaft (auch dann und wann Norddeutsche), gutes Quartier, ausgezeichnete, nur oft zu consistente Atzung, trefflichen Etschländer in Roth und Weiß für die Kehle und einen Spaziergang — freilich nur einen! — den von der „Wolfschlucht" zur „Fisser Bank," welcher aber des schönen Ausblicks wegen seines Gleichen in den Alpen sucht!"

Dieser Band des Alpenfreunds bringt auch ein schönes, von Hrn. A. Ziegler aufgenommenes Panorama der Aussicht von einer Stelle oberhalb des Bades.

Am andern Morgen in kühler Frühe, ehe noch die Sonne über die Schneeberge heraufgekommen, ging ich von Obladis über frische Wiesen hinweg dem Dorfe Fiß zu. Der Weg führt fast in gleicher Höhe fort, auf einer Hochebene, die sich zur rechten Hand an den Gebirgszug lehnt, derenthalb in das Paznaun niedergeht. All die Nachbarschaft glänzte im Morgenthau, die schneeigen Berge von Kauns ragten scharf in den goldenen Schein der aufgehenden Sonne und unten tief im Thale lag ein dünner Nebel, der die Dörfer halb durchsichtig verhüllte.

Das Dorf Fiß liegt in einem Bergspalt, den ein Wildbach gerissen, einsam, ungesehen von denen, die unten an der Straße hinziehen. Es besteht aus etlichen sechzig Gebäuden, zum größten Theile unscheinbaren Hütten. Einzelne gute, mächtige Häuser stehen dazwischen. Sie sollen

von ehemals wohlhabenden Leuten kommen, die sich durch Handel mit dem trefflichen Vieh, das hier oben auf dem Mittelgebirge gezogen wird, ein Vermögen erworben hatten.

Eine kleine halbe Stunde von Fiß, noch auf derselben Hochebene, liegt ein anderes Dorf, Serfaus mit Namen. Die Pfarre dieses geräuschlosen Ortes ist ein Heiligthum der Gegend, denn sie war die erste darin und Jahrhunderte lang weit und breit die einzige. Selbst später noch gehörten nicht allein Fiß und Ladis, sondern auch die Leute von See im Paznaun in ihren Sprengel. Es fehlt auch nicht an Alterthümern, und der freundliche Pfarrherr wies mir Alles, was zu sehen ist. Zuerst betrachteten wir die alte Kirche am Rand des Friedhofes, die jetzt tief im Boden steht. Auf ihrem Chorbogen war früher eine uralte Jahreszahl zu gewahren, die man auf 804 deutete; die Serfauser haben sie jedoch zur Hebung aller Zweifel übertüncht und ein sehr sichtbares und keiner Mißdeutung fähiges 804 darauf gemalt. Auf einer Tafel oberhalb der Kirchthüre, welche die Auffindung eines Gnadenbildes vorstellt, ist aber sogar die Jahreszahl 422 zu lesen, die begreiflicherweise noch bedenklicher scheint. Auf dem Hochaltar schwebt ein altes Marienbild, zu dem vor Zeiten gewallfahrtet wurde. Auch der Taufstein ist nicht zu übersehen; er führt die Umschrift: Hans in Walt anno Domini 1404. Die andere, neuere Kirche ist 1516 erbaut worden. Ein schöner gothischer Glockenthurm aus älterer Zeit steht frei daneben. Im Erdgeschosse des Pfarrhauses selbst ist ein kellerartiger Raum, der im grauen Alterthum auch eine Kirche gewesen sein soll, lange vor den beiden andern, die wir oben erwähnt. Der Herr Pfarrer führte mich auch dahinein. Das Gewölbe ist finster und man hat Noth, die Wandmalereien wahrzunehmen, welche für uralt erachtet werden. Doch wurde ein Licht gebracht und nun

traten zwei oder drei halb verblichene Häupter hervor und ober denselben eine Verzierung von Fruchtschnüren und Engelsköpfen, die aber gewiß nicht aus dem grauen Alterthum, sondern aus der Zeit der Renaissance stammen.

Bei Serfaus endet die schöne Hochebene, welche die drei genannten Dörfer beleben, und es ist an der Zeit, sich dem Thale zuzuwenden. An dem Steige, der hinunter führt, steht das Kirchlein St. Georgen, ein alterthümliches Gotteshaus, angeblich aus dem neunten Jahrhundert, in dessen Inneres ich aber, da die Thüre verschlossen war, nur durch ein vergilbtes Fenster schauen konnte. Es kam mir vor, als sei viel altes Schnitzwerk darinnen. Man liest in den Büchern, daß ein bemaltes Reliquienkästchen da zu finden sei, das vor vielen Jahrhunderten ein wälscher Cardinal, der unten zu Tschuppach auf der Reise sterben mußte, hieher vermacht habe. Auch ein gothischer Flügelaltar mit sehr schönen Malereien soll in dem Kirchlein zu sehen sein.

Unweit von der Stelle, wo der Serfauser Bergweg in die Heerstraße mündet, steht das Tschuppacher Wirthshaus, für mich damals sehr gut gelegen, um den Stellwagen abzuwarten. Dieser kam auch bald heran und nahm mich bereitwillig auf in seine Räume, die dießmal fast leer waren. Und also wieder mit dem Stellwagen vorwärts, trotz aller guten Vorsätze, die schon so oft gefaßt waren und alle darauf hinausliefen, nie mehr in diesen Gehäusen zu fahren. Wer nämlich nicht ins Cabriolet zu sitzen kommt, der sieht höchstens die eine Seite der Landschaft und auch diese nur bis zur halben Berghöhe, und auch zur halben Berghöhe nur, wenn er sich den Hals ganz verrenken will. Abgesehen davon läßt sich allerdings manches Gute von diesen Fahrzeugen sagen. Die meisten sind geräumig, haben wohl gepolsterte Sitze, machen des Tages

weite Strecken und fordern für die Poststation nicht mehr als 24 Kreuzer. Die Gesellschaft besteht aus Stellvertretern aller Stände des Landes; man findet Grafen und Herren, Weltpriester und Ordensleute, Benedictiner, Franciscaner, Capuciner, Bürger aus den Städten, Studenten, Bauern und ihr Gesinde, Frauen und Mädchen. Man trifft oft ganz heitere Gefährten, aber dann geht freilich auch noch die halbe Berghöhe der einen Seite verloren. Man verplaudert sich, und wenn man dann wieder in stummen Zwischenräumen auf die Landkarte blickt und nach irgend einem alten Rittersitze oder nach einem Wasserfalle oder nach einer andern Denkwürdigkeit sich erkundigt, so erwiedert die Gesellschaft mit barmherzigem Achselzucken, daß wir da schon lange vorbeigefahren sind.

Nun fuhren wir also in einer engen Schlucht aufwärts nach Pfunds, einem Dorfe, welches gegen vierzehnhundert Menschen zählt, die ehemals sehr schöne Privilegien genossen. Erzherzog Sigmund überließ ihnen, was sie an Weggeld einhoben, Kaiser Leopold befreite sie 1705 von allen Abgaben, die sie ehedem für ihr Vieh an die benachbarten Zollstätten zu entrichten hatten, dieweil sie „bei jüngst vorgewester Churbayerisch-französischer Invasion Ihre allerunterthänigste Devotion mit Hindansetzung aller Leib- und Lebensgefahr sonderbahr erwiesen.“ Der Theil des Dorfes, welcher an der Straße liegt, heißt Stuben, und darin findet sich eine alte Nebenkirche, Unsrer Lieben Frau geweiht, mit einem schönen gothischen Altar, den der kunstliebende Wanderer mit Freuden betrachten wird.

Im Sommer 1868 und zwar am 23. Juli, ungefähr zur selben Zeit, als das große Unglück über das ötzthalische Huben hereinbrach, waren auch die Pfundser ihrem Untergange nahe. Unter einem heftigen Gewitter stürzte im Rinnsal des Dorfbaches eine ungeheure Muhr heraus, riß Brücken, Mühlen, Häuser zu-

sammen und verschlammte Gärten und Wiesen. Ein siebzigjähriger Greis wollte in der äußersten Gefahr, einem Jungen folgend, auf eine Stadelwand klettern, aber das anstürmende Wasser erfaßte ihn und begrub ihn in seinem wilden Strudel. Auch ein Mütterchen von vierundsiebenzig Jahren, das eben mit zwei kleinen Enkeln über die Gasse flüchten wollte, wurde mit fortgerissen. Bald darauf fand man die gute Alte, obwohl entsetzlich verstümmelt, unter dem Schutte noch lebendig. Eines der Mädchen lag todt in seiner Nähe, das andere hatte im Inn sein Grab gefunden.

Hinter Pfunds, wo die Gegend offen und fruchtbar ist, ziehen sich die Bergwände wieder aneinander und das Thal wird abermals zur engen Schlucht. Darnach gelangt man alsbald in die so oft beschriebene und gezeichnete Kluft von Finstermünz. Hier geht eine hölzerne bedeckte Brücke über den Inn, der seine grünen Fluthen in engem Bette aus dem Engadein herauswälzt, auf der Brücke steht ein alter Wachtthurm, jenseits derselben ein altes, am Felsen klebendes Schlößchen, von Herzog Sigmund erbaut und Sigmundseck genannt, unter diesem eine Art von Klause, die jetzt ein Wirthshaus geworden. Alles dieß erregt an und für sich kein großes Aufsehen, aber ungeheuer ist die Felswand, die über diesen Gebäuden aufsteigt, und noch schroffer und schrecklicher sind die Nachbarn, die von allen Seiten emporragen. Die ganze Schlucht mit den wilden braunen Schrofen, aus denen sparsam die Tannen aufsprießen, mit dem rauschenden Flusse tief unten und der schmalen Decke blauen Himmels oberhalb, zusammen mit den einsamen Nestchen, die sich die Menschen in diese drückende Enge hereingebaut, macht allerdings einen nicht gemeinen Eindruck.

Das Wirthshaus in der Finstermünz habe ich schon vor fünfzehn Jahren kennen gelernt. Damals waren wir nämlich, etwa ein Halbdutzend junger Leute, das obere

Innthal heraufgelaufen, alle ziemlich festen Vorsatzes, durchs wunderliche Engadein zu wandern, bis uns in Prutz und Pfunds die Wirthe von der neuen Ortlerstraße erzählten und etliche von uns auf ihre Seite brachten, so daß diese nun nicht mehr dem Inn entlang zu den Romanschen, sondern gleich über das Stilfser Joch zu den Italienern eilen wollten. Darum einiges Zerwürfniß in der Reisegesellschaft und schon wenigstens seit zwei Poststationen sehr lebhafte Reden für und wider. So gelangten wir nach Finstermünz, traten müde in die Zechstube und gewahrten den hochbejahrten Wirth, den wir für sehr weise hielten. Es schlug also einer vor, man solle ihn um sein Gutachten bitten und bei dem bleiben, was er sage. Sein Gutachten aber lautete einfach: „nit ins Engadein.“ Darauf hob einer an und fragte: „warum denn nicht?“ wogegen jener ebenfalls wieder sagte: „nit ins Engadein.“ Alle die dafür waren, brachten ihre Gründe vor, er wies sie aber alle zurück mit den Worten: „nit ins Engadein.“ Was auch gesagt und gefragt werden mochte, der greise Wirth schüttelte nur immer milde lächelnd das Haupt und sprach: „ich sage nichts als: nit ins Engadein.“ Diese ruhigen Worte mit ihrem düstern Hintergrunde machten großen Eindruck auf die rathschlagenden Gefährten. Zuletzt wurde dem Wormserjoch der Vorzug gegeben und der Besuch des unheimlichen Engadeins auf bessere Zeiten verspart.

Das Engadein ist in dieser Gegend wirklich ein wenig verrufen. Der erbärmliche Zustand der Wege und der Wirthshäuser, der ketzerische Glaube, die fremde Sprache und der verschlossene Sinn der Bewohner hat den Leumund dieses Berglandes bei seinen deutschen katholischen Nachbarn so getrübt, daß auch die vielen Tiroler, die sich jährlich im Sommer zur Heuernte hinein verdingen und der ehrenhaftesten Behandlung gewürdigt werden, bisher

nur wenig für Herstellung seines Rufes thun konnten. Man steht einander kalt und ablehnend gegenüber. Der alte Wirth, zum Beispiel, hatte sich in seinem langen Leben noch nicht die Zeit genommen, der Engadeiner „Linguaig" zu lernen, sondern wies uns, als wir darüber Auskunft suchten, an die Kellnerin. Auch diese schien ihre sprachlichen Studien nicht übereilt zu haben und wußte, obwohl ein Mädchen in ihren Zwanzigern, nicht viel mehr als die Zahlwörter. Ein ähnliches Verhältniß findet übrigens auf der ganzen Sprachgrenze statt. Der Deutsche, der dem Wälschen in Körpergestalt und Stärke überlegen ist, lebt und kleidet sich auch im Durchschnitt besser und hat so schon äußerlich mehr Ansehen als dieser sein Nachbar. Zwar thut sich letzterer durch feinere Manieren und größere Weltläufigkeit hervor, aber seine Schlauheit nützt ihm hier zu Lande nicht wesentlich, denn wenn der deutsche Tiroler nur etwas Uebung hat, so nimmt er's darin gern mit jedem auf und gewisse Arten, wie z. B. die Viehhändler, werden gar bald hieb- und stichfest. Der deutsche Bauer glaubt daher Gründe genug zu finden, um mit Stolz auf den Wälschen herabzusehen und Ausländerei, Liebe zum Fremden, Geringschätzung des Vaterländischen, sonst der Fehler gesammter deutscher Nation, ist ihm gewiß nicht vorzuwerfen. Auf dem ganzen Saume, wo deutsche und romanische Sprache zusammenstößt, die große Landstraße von Bozen gen Trient abgerechnet, liegen daher die beiden Elemente streng geschieden aneinander, wobei es denn der Deutsche immer lieber dem Wälschen überläßt, deutsch zu lernen, als daß er selber wälsch lernte. In den deutschen Gemeinden auf dem Nonsberge, nämlich in Unser Lieben Frau im Walde, in Proveis, in Lafreng, welche alle ins Gericht nach Fondo gehören und täglich Verkehr mit den Wälschen pflegen, gibt es viele Einwohner, die kein Wort

der fremden Sprache verstehen; im Nonsberge dagegen viele Landleute, welche deutsch sprechen, und noch mehr solche finden sich im Fleimserthale.

Das Engadein ist in den letzten zwanzig Jahren viel behaglicher geworden. Jetzt zieht eine kunstgerechte Straße, auf welcher täglich Eilwagen hin und her laufen, das ganze Thal entlang. Auch haben mehrere gewandte Schweizer aus den reinlichen Cantonen an dieser Straße neue Gasthöfe errichtet, deren Sauberkeit zu dem entsetzlichen Schmutze, den die Bündner als nationale Eigenthümlichkeit cultiviren, im erfreulichsten Gegensatz steht.

Dieses nämliche Engadein, das jetzt den Tirolern so fremd geworden ist, hing übrigens in früheren Zeiten aufs engste mit dem Vinschgau zusammen. Wenn auch die Sachen dieser Gegend von Alters her sehr verwickelt waren, so galt doch in Unterengadein bis Pontalt hinauf tirolische Herrschaft, wogegen dann wieder die Bischöfe von Chur Land und Leute hatten bis in die Gegend von Meran. Damals war auch noch in beiden Thälern romanische Sprache und wohl in den meisten Dingen gleiche Art und Sitte. Als aber im fünfzehnten Jahrhundert die Engadeiner anfingen, sich zu den rhätischen Bünden zu neigen, geriethen sie mit den Tirolern, die zu Oesterreich hielten, bald in blutige Fehden. Dann kam auch die Reformation dazu, um den Riß zwischen dem kühlen Thal am Inn und dem warmen an der Etsch noch weiter zu machen. Die Engadeiner wurden calvinisch und blieben romansch, die Vinschgauer blieben katholisch und wendeten sich mehr und mehr dem deutschen Wesen zu. Die tirolischen Rechte auf das Engadein wurden aufgegeben, nur Schloß und Dorf zu Trasp, das Swiker von Reichenberg schon im Jahre 1239 an den Grafen Albrecht von Tirol verkauft hatte, blieb wie das Schloß Räzüns im Domleschg als Enclave

dem Erzhause Oesterreich. Zu Trasp stiftete es zum Schutze der gefährdeten Rechtgläubigkeit ein kleines Kloster für Capuciner. Im Luneviller Frieden hat der Kaiser auch diesen Besitzthümern entsagt und sie dem Canton Graubünden überlassen. Das Klösterlein und die katholische Gemeinde zu Trasp hat sich aber erhalten und letztere ist der Sprache nach fast für eine deutsche anzusehen.

Etwas oberhalb des alten Passes steht in der Straßenenge, am rauschenden Stillebach, zum Theil in den Felsen eingehauen, zum Theil von Felsen überragt, die neue Veste Finstermünz, ein Gebäude von grauem Granit, das erst vor kurzem fertig geworden. Der Herr Platzkommandant, der in einem gegenüber liegenden Häuschen wohnt, ertheilte die Erlaubniß, das Fort zu besehen, und ein jüngerer Officier führte uns mit einnehmender Artigkeit in demselben herum. Es ist nichts weiter, als ein ungemein fest gebautes Haus voll Schießscharten, voll Kanonen, Mörser und anderem Gewehr. Der Officier erklärte uns, wohin die Stücke alle streichen, und da glaubten wir denn freilich wahrzunehmen, daß in der ganzen Gegend, so weit sie auf die Veste hernieder schaut, keine Stelle zu finden sei, die sie von dem Hause aus nicht sauber zu halten vermöchten. Da in neuerer Zeit auch oberhalb Brixen eine überdieß viel mächtigere Festung erbaut worden ist, so sind die beiden einzigen Straßen, welche über die Centralkette der Alpen führen, hiemit bewacht. Diese Wehren genügen, um jedem Feinde, der von Süden einbricht, den Durchzug in das nördliche Tirol unmöglich zu machen, und umgekehrt jedem Feinde, der von Norden kommt, die Verbindung mit dem südlichen.

Jetzt zieht durch diesen Paß eine großartige, kühne Straße, die im Jahre 1855 vollendet wurde. Sie geht hoch oben über der alten Finstermünz dahin.

Wenn man aus der Finstermünzer Schlucht herausgezogen, betritt man die freie Landschaft von Nauders. Dieses große Dorf, auf dessen Kirchhof zum erstenmale der Ortles zu erschauen ist, liegt 4196 Fuß über dem Meere in einer Hochebene, die fast anmuthig und lachend ist. Vornehm und ansehnlich erhebt sich daraus auf einem felsigen Bühel das alte Schloß Naudersberg, noch immer der Sitz des Gerichtes, dessen Sprengel jetzt allerdings beschränkter ist als vor vierhundert Jahren, wo es bis Pontalt im Engadein oben Recht zu sprechen hatte.

Staffler macht drei Nauderser namhaft, die ihrem Geburtsorte zur Zierde gereichen. Der erste ist der im Jahre 1830 verstorbene Gottfried Purtscher, zuletzt geistlicher Rath und Regens des bischöflichen Seminars zu Chur, ein durch seltene Geistesgaben ausgezeichneter Mann. Der zweite ist Karl Blaas, im Jahre 1815 geboren, der vor vier Jahren noch zu Rom studirte und nach seinen damaligen Arbeiten einer der ersten Maler des Landes zu werden versprach; der dritte aber, der wunderlichste, ist Josef Bartlmä Kleinhans, der blinde Bildhauer von Nauders. Er ward im Jahre 1774 einem Landmann und Bäcker geboren und verlor durch die Blattern schon das Augenlicht als er kaum fünf Jahre alt war, während von dreizehn Geschwistern, die er hatte, sieben an der Seuche starben. Von einem Nachbar, der ein Tischler war und die trostlose Langweile des Knaben bemitleidete, in die Werkstätte aufgenommen, machte er sich bald daran, kleine Bildwerke nach betasteten Mustern zu schnitzen. Die ersten Versuche gelangen zum Erstaunen gut, und „schon im dreizehnten Jahre brachte der Blinde ein sehenswürdiges Crucifix zu Stande.“ Nun schnitzte er einen gekreuzigten Heiland nach dem andern und diese Beschäftigung gab seinem frommen Gemüthe einen solchen Schwung, daß er, um noch auf andere Weise zur

größeren Ehre Gottes beizutragen, selbst die Orgel spielen lernte. Darin brachte er es so weit, daß er einmal in der Wallfahrtskirche zu Kaltenbrunn dreiviertel Jahr hindurch den Organistendienst versah. Mittlerweile hatte er auch von dem berühmten Bildhauer Nissel in Fügen gehört, begab sich zu ihm, lernte vierzehn Tage von dem Meister und kehrte mit mancher Errungenschaft wieder nach Hause zurück. Seitdem hat er unermüdet und nicht immer frei von Nahrungssorgen noch manches Crucifix und manchen Heiligen geschnitzt. Ein heiliger Franciscus ist in die Ambraser Sammlung zu Wien aufgenommen worden, andere Arbeiten befinden sich im Besitz der Bischöfe von Brixen und von Chur, und wieder andere sind im Lande umher zerstreut. Ein heiliger Johannes von Nepomuk steht an der Heerstraße zu Latsch im Vinschgau.

Karl Blaas ist mittlerweile wirklich ein berühmter Maler geworden. Er lebt als Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Wien, wo er die großen Freskobilder im Arsenale gemalt hat. — J. Bartlmä Kleinhans ist 1853 gestorben.

Zu Nauders hat sich der Reisende auf einen langweiligen Weg gefaßt zu machen, auf die Fahrt über die Heide, oder Hoad, wie das Volk spricht, zuerst wohl nur der Name der Thalfläche, jetzt auch der eines Dorfes und mitunter auch des ganzen Straßenzuges, denn der Tiroler setzt zuweilen auch die Straße über die Hoad, sonst die obere genannt, der Straße über den Brenner entgegen. Der höchste Punkt des Weges in der Nähe von Reschen ist 4598 Wiener Fuß über dem Meere und an dieser Stelle ist auch die Wasserscheide zwischen Inn und Etsch.

Die drei Seen, die nun nacheinanderfolgen, gehören zu den unbesungenen. Sie sind klein, liegen in rauher, kalter Gegend und die lange Streckſicht über ihren Wasserspiegel hinab ist nur dann anziehend, wenn sie der unbewölkte Ortles schließt. Ein Werth bleibt ihnen aber immer,

nämlich der eines reichen Fischsegens. Kein Wunder, daß da die frommen Stifter ihre milde Hand auf die Wässerlein legten, und so gehörte denn die Fischenz in den beiden obern ehemals dem Cistercienser Kloster zu Stams, in dem untern aber der Karthause zu Schnals. Jetzt ist sie freilich nicht mehr in solchen Händen, sondern bei Bauersleuten, die an den Gestaden wohnen und alle Wochen mit den Fischen bis gen Meran fahren.

Zu Haid im Dorfe hat ums Jahr 1140 Ulrich Primele von Burgeis ein Hospital zu St. Valentin gestiftet, den Reisenden zum Schutz und Obdach in den Winterstürmen, die hier mit schrecklichem Schneegestöber durch das Thal hinfahren und die Pilger verwirren, verschlagen und vereisen. Seine Satzungen verpflichteten, wie die der Stiftung Heinrich Findelkinds auf dem Arlberge, den Vorsteher sammt seinen Leuten an stürmischen Abenden mit Laternen, Stricken und Stangen, auch wohl versehen mit Wein und Brod, schreiend und rufend in die Heide hinauszuziehen und nach Verunglückten zu spähen. Jetzt da Häuser und Dörfer an der Straße ziemlich nahe auf einander stehen, ist diese Uebung schon lange nicht mehr nöthig und aus der alten Stiftung ist ein Krankenhaus geworden — ein Wechsel, dem sich mit der Zeit auch manche andere tirolische Hospitäler unterworfen sahen, die einst in den Jahrhunderten der Kreuzzüge zum Besten der nach Jerusalem fahrenden Pilger errichtet worden. Es ist bekannt, daß diese gastlichen Herbergen als Aushängschild für die müden Wanderer das Bild des heiligen Christoph wählten, der nach der uralten Legende das Jesuskindlein selbst über den Strom trug und daher als Beförderer der Reisenden betrachtet wurde. Die Bruderschaft auf dem Arlberg nannte sich nach diesem Heiligen, auf die Außenwand der Spitäler wurde seine lange Gestalt gemalt, und auf andern Kirchen,

bei denen keine Pilgerherberge gestiftet war, mag das alte Bild wohl auf die Gastfreundlichkeit der Seelenhirten deuten.

Die Leute, die hier oben auf der Heide wohnen, sind stark an Verstand und an Gliedmaßen, aber arm an irdischen Gütern. Der Boden ist unfruchtbar, hat in nassen Jahren von der Kälte, in trockenen von der Dürre zu leiden und liegt zu hoch, um mannigfache Bebauung zuzulassen. Drum gehen auch von hier aus viele ins „sogenannte Schwabenland," andere leben als Dörcher oder Lahninger.

Abwärts vom letzten der drei Seen, aus dem die Etsch als lärmendes Flüßchen abrinnt, beginnt die Malserheide. An dieser liegt das große Dorf Burgeis mit dem braunen Schlosse Fürstenburg, in frühern Zeiten und bis zum Jahre 1803 den Bischöfen von Chur gehörig, jetzt der Sitz eines Rentamtes. Bei uns im Stellwagen wurde es nunmehr immer finsterer; Burgeis fuhren wir in der Dämmerung durch; die Zinnen von Fürstenburg stachen auch nicht sehr kenntlich in die Luft, doch strahlten aus den Fenstern helle Lichter. Darüber ragte am Berghange das Benediktinerstift Marienberg, weißlich durch den Nebel glimmernd. Vom Ortles her ging ein kalter Wind, und so hatte wohl jeder seine Freude, als wir in die engen Gassen von Mals, dem Marktflecken, einfuhren und endlich am Wirthshaus landeten, wo die Forellen schon unser warteten.

Wir gingen bald zu Bette, mehr uns freuend auf den kommenden Tag als über den vergangenen, denn außer dem Paß von Finstermünz und der Aussicht auf den Ortles hatte die Reise von Pfunds her wenig geboten was uns besonders angeregt hätte, und die nächste Sonne sollte uns im Etschland untergehen. An dem Kloster Marienberg sind wir aber jedenfalls zu schnell vorbeigefahren und wollen daher noch nachtragen, daß dieses Benediktinerstift im Jahre 1090 von einem Grafen Erberhard von Mont-

fort zuerst zu Schuls im Engadein errichtet, später aber 1146 dahin verlegt wurde, wo es jetzt auf der Berghöhe prangt. Ulrich von Tarasp, der reiche Herr, legte aus, was der Neubau kostete, und gab dem Stifte viele von seinen eigenen Gütern. Endlich als er von der Kreuzfahrt im gelobten Lande zurückgekommen, ging er selbst als Mönch in seine Stiftung und starb darin. Seine Hausfrau Uta nahm den Schleier im Frauenstift zu Münster, das hinter Taufers liegt. Am meisten hatte das Kloster zu erleiden von seinen Schirmherren, den Vögten von Matsch; Ulrich von Matsch, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte, vergriff sich gewaltsam an des Klosters Besitzthum, und als Hermann von Schauenstein, der Abt, ein Mann von dreißig Jahren, bei Otto dem Grafen von Tirol Schutz erbeten hatte, fiel der Vogt von Matsch mit seinen Reisigen über das Stift, nahm jenen gefangen und ließ ihn im Thal von Schlinig enthaupten. Darauf pilgerte er zum Papste nach Avignon und kam mit einer Ablaßbulle zurück, die ihm aber viel mehr Buße auflegte als er leisten mochte. So trieb er sein Sündenleben fort, bis er, wahrscheinlich auf Anstiften der heiligen Vehme, durch seinen Oheim Egeno von Matsch erstochen wurde. Darnach 1311 übernahm der Landesfürst die Schirmvogtei. Der Abt des Klosters darf die Inful tragen und hat ihm dieß Recht das Concilium zu Basel verliehen; auch ist er tirolischer Landstand und Hofcaplan. Seit 1724 besetzt das Kloster auch das Gymnasium zu Meran mit Lehrern. Eine alte Celebrität des Stiftes ist der Prior Goswin, welcher ums Jahr 1390 Herzog Leopolds von Oesterreich Hofcaplan war und eine Chronik von Marienberg schrieb.

Mals selbst, der Flecken, ist ein malerisches Durcheinander von hohen Häusern, verfallenen Mauern, von grauen Thürmen, welche vielleicht die Römer erbaut haben,

von Obstgärten, Grasplätzen, Kornfeldern, uralten Kirchen, lebendigen Hecken und rauschenden Bächen. Die schöne Ruine, welche sich in den Büchern Fröhlichsburg nennt, mit dem runden Thurm ist besonders zu bemerken. Von den Kirchen sind jetzt einige dem Gottesdienste entzogen; vordem aber waren es deren sieben an der Zahl, so daß die gelehrten Mönche von Marienberg den Flecken bedeutsam Septifanum nannten. Die sieben Kirchen, sowie ihre schmalen und hohen Thürme mit den drei enganeinander gedrückten Rundbogenfensterchen und den niedern Dächern verleihen dem Ort ein eigenthümlich mittelalterlich lombardisches Aussehen und scheinen von großen Reichthümern zu sprechen, die der venetianische Handel der Vorzeit hier zusammengetragen. Es ist jedenfalls etwas Ungewöhnliches, fast Geheimnißvolles in dem großen Style dieser Flecken und Dörfer, in diesen uralten, so zahlreichen Kirchen, diesen Schlössern und gewaltigen Ruinen, etwas, das darauf hinweist, wie hier einst viel mehr Leben, Verkehr und Wichtigkeit obgewaltet habe, als in unsern Tagen.

Am andern Morgen früh war lärmendes Leben im Wirthshaushofe. Zwei Stellwagen wurden gepackt, angespannt und fertig gemacht. Der eine ging nach Landeck, der andere nach Meran; beide waren zum Erdrücken voll. Mir war noch die langweilige Bequemlichkeit von gestern zu sehr im Sinne, als daß ich wieder hätte einsteigen mögen; es schien viel angenehmer, das Vinschgau hinab zu Fuße zu gehen. Bald fand sich auch jemand, der geneigt war, mich zu begleiten, ein tüchtiger Professor von Dorpat, der nach Italien fuhr. Mit diesem brach ich auf am wunderschönen Morgen, der mählich zum warmen hellen Sommertage wurde.

Zuerst also gingen wir eine Viertelstunde weit nach Tartsch und stiegen auf den Tartscher Bühel, eine frei-

stehende Höhe, die eine alte Kirche mit einer alten weitberühmten Heidenglocke trägt und eine herrliche Rundsicht gibt. Da sahen wir hinunter auf das alte, ehrwürdige Mals, das wir eben beschrieben. Weiter oben zeigt sich Burgeis und die Fürstenburg und das Stift Marienberg, und abwärts davon in den weiten Wiesen, welche die Etsch durchströmt, liegen Schleiß und Laatsch, reich durchgrünt von Obstbäumen, und das Städtchen Glurns, ehedem als Handelsort von Wichtigkeit, jetzt ein stilles Nestchen, ein „rotten borough,“ wo fast nur mehr Fußgänger zusprechen, da es außer dem Zug der Heerstraße liegt. Seine starken Zinnen erheben sich noch wehrhaft über seine Dächer, aber die Gräben hat der Friede ausgefüllt und üppige Gärten darauf gelegt. Zwischen Laatsch und Glurns geht das Thal von Taufers ein, auf dessen grüner Hochebene die alten Raubschlösser Rotund und Reichenberg, deren Herren einst die Schenken des Bisthums Chur gewesen, und der Thurm von Helfmirgott erscheinen, letzterer so benannt, weil sich in alten Tagen von seiner Höhe mit solchem Rufe eine Jungfrau stürzte, um vor dem Reitersmann, der sie bedrängte, ihre Unschuld zu retten. Auch hat ihr Gott geholfen — sie ging unversehrt von dannen, der Verfolger aber entsetzte sich und ward ein Büßer. Dahinter geht's ins romanische Münsterthal in Graubünden, wo das Frauenstift, das Kaiser Karl der Große gegründet haben soll.

Unter Glurns liegen die weiten Mauern von Lichtenberg und Agums mit vielbesuchter Wallfahrtskirche und Prad, der Geburtsort der beiden gelehrten Primisser, von welchen der eine, Cassian, 1771 als Mönch zu Stams gestorben, der andere, Johann Baptist, als Custos des Münz- und Antikencabinets und der Ambraser Sammlung 1815 zu Wien. Dahinter gegen Süden über grünen Alpen und

grauen Schrofen steigt, alle Nachbarn weit überragend, der Ortles empor, ein titanischer Kegel, jetzt von der verklärenden Morgensonne herrlich beschienen. Auf der andern Seite der Etsch liegt Schluderns und das große Schloß Churburg, eine vorstehende waldige Höhe krönend.

Dort auf der grünen Fläche zwischen Glurns und Mals und hinein gegen die Höhen von Taufers war eine blutige Schlacht, als am 22. Lenzmonat im Jahr 1499 die Engadeiner durch das Münsterthal herauskamen und achttausend Tiroler mit ihren dreihundert Herren von Adel und Ulrich von Habsberg, dem ungeschickten Feldhauptmann, ihnen das Land verwehren wollten. Während die berittenen Edlen auf dem Plane von Mals ganz ruhig zuschauten, kämpften die Tiroler Bauern heldenmüthig für ihre Mutter Erde auf der Schanze bei Laatsch, wurden aber umgangen, von allen Seiten angegriffen und zum größten Theil erschlagen. Das tirolische Landbanner, dessen Adler die Erzherzogin Katharina von Sachsen mit eigenen Händen gestickt hatte, und viel anderes Kriegzeug ging verloren. Neunhundert Frauen sind an diesem Tage im Vinschgau und zu Meran Wittwen geworden, und bis dahin war in der gefürsteten Grafschaft eine solche Niederlage nicht erlebt. Glurns, Mals, Laatsch, Schluderns und andere Dörfer an der Etsch hinab wurden niedergebrannt, der Schrecken weithin verbreitet. Nachdem sie dieß verrichtet, zogen die Engadeiner, welche selbst viel Blut verloren hatten, wieder heimwärts in ihr Thal. Den Tirolern, die alles Unglück dem schlechten Befehlshaber auflegten, hinterblieb aber eine namenlose Wuth und ein Haufe der Entkommenen, der nach Meran geeilt, erwürgte dort dreißig Engadeiner, die als Geißeln in der Stadt lagen. Rühmlich ist dagegen, wie sich gleich in den nächsten Tagen der Landtag zu Meran erhob und mit kräftigem Entschlusse den Schaden gut und die Graf-

schaft wieder wehrhaft zu machen strebte. Am achten Tage nach der Niederlage kam Kaiser Max von Landeck her mit achttausend wohlgerüsteten Kriegsleuten selbst nach Glurns und ritt auf das Schlachtfeld, wo er, die unbegrabenen Leichen der treuen Tiroler gewahrend, seiner Rührung nicht wehren konnte und den Gefallenen kaiserliche Thränen weinte. Auf der Walstatt leuchten noch jetzt von Zeit zu Zeit seltsame Feuer auf, die an der Stelle, wo sie flackern, einen Halbmond ausbrennen und den Boden für ein Jahr lang unfruchtbar machen. Im Jahre 1799 kamen auch die Franzosen vom Münsterthale her, warfen den österreichischen General Loudon, legten Glurns, Mals und Schluderns in Asche, verübten viele Grausamkeiten, zogen darauf wieder zurück und verschanzten sich zu Taufers.

Vom Tartscher Bühel gingen wir nach Schluderns, was abermals ein großes Dorf ist von 1000 Seelen, wie sich deren im Vinschgau noch mehrere finden. Ober Schluderns steht die hochansehnliche Churburg, den Grafen von Trapp gehörig und ihr Sommersitz, zu der wir auch hinaufpilgerten, um den Waffensaal zu sehen, der manch merkwürdiges Rüstzeug aus frühern Jahrhunderten enthalten soll. Wir hatten schon den Steig zurückgelegt und das Hauptthor gefunden, waren auch schon eingetreten in den Burghof und der Schaffnerin ansichtig geworden, und baten endlich um den Schlüssel, als uns eröffnet wurde, dieser befinde sich beim Herrn Verwalter zu Mals. Wir wußten nicht, sollten wir uns ärgern, daß der Herr Verwalter in Mals den Schlüssel habe, oder daß wir dort nicht darnach gefragt, wir ärgerten uns aber doch. Die Schaffnerin war freundlich genug uns an die Fenster ihres Wohnzimmers zu führen, wo wir wenigstens eine treffliche Aussicht ins Vinschgau genossen.

Von Schluderns gelangt man dem Saldurbache nach

auf beschwerlichem Wege in das Thal von Matsch, tief zerrissen von Wildbächen, aber gesegnet mit grasreichen Alpen und manchen Kornfeldern und dabei ein Lieblingsaufenthalt der Wölfe. Es gibt kaum ein Seitenthal in Tirol, was so früh und so oft genannt wird, was durch kirchliche Weihe und Ritterthum so bedeutsam ist, als dieser enge rauhe Winkel, wo isländisch Moos sich um Zirbelbäume schlingt. Hier wurde nach der Legende im siebenten Jahrhundert St. Florinus geboren. Seine Eltern waren aus England und hatten im Matscher Thale sich von einer Pilgerfahrt nach Rom zurückkehrend niedergelassen. Sie übergaben den Knaben dem Pfarrer zu Ramüs im Engadein, wo er noch in jugendlichem Alter Wunder zu wirken begann. In dem Kasten, aus dem er den Armen Brod vertheilte, wuchs Getreide, und wenn er den Tischwein des Pfarrers genommen hatte, Kranke zu erquicken, so wurde aus dem frischen Quellwasser, das er dafür auf die Tafel setzte, der beste Traubensaft. Als sein Lehrer, der Pfarrer, verschieden war, wurde Florin der Seelenhirt der Gemeinde und starb jung, aber im Leben schon als Heiliger verehrt. Die Einwohner von Matsch, zu denen er nicht mehr zurückkehrte, errichteten wenigstens ein Kirchlein auf der Stelle seiner Geburt. — Geschichtlich ist, daß Kaiser Lothar in einer Urkunde vom 3. Jänner 824 dem Bischof Leo von Como seine längst erworbenen Rechte auf die Pfarren zu Burmis (Bormio) und Amatia (das war der damalige Name von Matsch) bestätigte. Daraus geht hervor, daß in dem Thale schon altes kirchliches Leben war, wie denn überhaupt in den frühesten Zeiten die großen Thäler, wo jetzt die Heerstraßen ziehen, wenig belebt erscheinen gegen die schwer zugänglichen Höhen und Gebirgsschluchten. Serfaus, Galtür, Matsch und mehrere andere abgelegene Stellen kommen als kirchliche Vereinigungsorte viel früher vor als

die benachbarten Niederungen. Es mag wohl sein, daß zur Zeit der Völkerwanderung mancher Strich am Heerwege ganz ausgefegt und für lange menschenleer wurde, denn die geringe Zahl der bekannten Alpenpässe mußte die Last des Durchzugs für die am Wege liegenden Orte nur um so drückender machen. Drum waren dazumal diese Einsamkeiten wohl reich bevölkert von ursprünglichen Bewohnern und von Flüchtlingen aus der gefährdeten Nachbarschaft, welche letztere sich vielleicht erst nach längerer Zeit wieder in die öde gelegten Hauptthäler wagten.

Fünf Jahrhunderte, nachdem Florinus, der Pfarrer von Ramüs, im Geruch der Heiligkeit gestorben, erscheinen die Herren von Matsch, gewöhnlich die Vögte von Matsch genannt, als Gebieter des Thales und weit hinab im Vinschgau und drüben im Engadein. Später kamen dazu noch Güter am Oberrhein und in Schwaben. Ihnen gehorchte auch das Veltelin vom Comersee bis zum Wormserjoche; Dörfer und Burgen waren mit Wagenwart, Frohne und Oeffnung pflichtig, auf den Landsprachen zu Mals führte ihr Amtmann den Vorsitz. Die Leute des churischen Bisthums von Pontalt bis zur Etschbrücke bei Meran, die Klöster Marienberg und Münster, das Hochstift Chur selbst standen unter ihrer Bevogtung. Die Nonnen zu Münster mußten ihre Hunde füttern, und wenn die Gewaltigen mit Jägern und Knechten, Rüden und Rossen auf ihren Jagdzügen in Marienberg übernachteten, so hatte der Abt Futter und Nahrung umsonst zu schaffen. Lange wäre es, die Namen der Herrschaften und Güter anzuführen, die sie im Laufe der Zeiten erobert und erkauft, verloren und veräußert haben. Noch im Jahre 1471 überkamen sie, aber nicht für lange, ein völlig fürstliches Besitzthum in Graubünden, zumeist aus dem toggenburgischen Erbe. Im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ist ihr

Name einer der öftest genannten in der Geschichte von Tirol, zumal auch wegen des zweihundertjährigen Zwistes, den sie mit den Bischöfen von Chur geführt haben. Ulrich der ältere und Ulrich der jüngere von Matsch waren hochbeliebt bei Margaretha, der Maultasch, und wußten ihre Huld und Gnade gut zu nützen, insbesondere in den letzten zehn Tagen vor St. Polycarpentag 1363, wo die Gräfin von Tirol, ehe sie das Land an die Herzoge von Oesterreich übergab, den Matschern noch auf einmal die Gerichte Laudeck und Naudersberg, die Propstei Eiers und das Schloß Juval im Vinschgau schenkte, welche Güter sie freilich gegen die neuen Herren von Oesterreich nicht alle behaupten konnten. Die letzten des Geschlechtes waren Ulrich der Landeshauptmann († 1500) und Gaudenz von Matsch, Graf von Kirchberg, der 1504 zu Churburg starb und zu Marienberg begraben wurde, Herr im Prätigau und zu Davos, oberster Erbschenk des Bisthums Chur, Kaiser Maxens und Herzog Sigmunds zu Tirol geheimer Rath, auch des letztern Feldhauptmann im Venediger Krieg 1487, seiner Zeit der reichste Dynast des Landes. Durch des erstern Tochter Barbara kam das ganze Erbe und mit diesem auch Churburg an Jakob von Trapp, einen steierischen Edelmann, bei dessen Nachkommen, die unterdessen Grafen geworden, es noch heutzutage ist. Die beiden Burgen im Matscherthale sind verödet und halb zerfallen.

Bemerkenswerth ist, daß Guler von Wineck in seiner Rhätia, die, im Jahre 1616 erschien, die Nachricht gibt, daß das Thal von Matsch noch seiner Zeit rhätische, d. h. romanische Sprache gebraucht habe. Bekanntlich ist auch das obere Vinschgau jene Gegend des jetzigen Deutschtirols, wo sich dieses Idiom am längsten erhalten hat. Die von Freiherrn von Hormayr öfter wiederholte Behauptung, daß noch bis zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia im obern

Vinschgau und bis Schlanders das Romanische in Uebung gewesen sei, wird sich zwar in dieser Ausdehnung nicht erwahren lassen, doch ist gewiß, daß im Tauferer Thale erst vor wenigen Jahren die letzten Greise ausgestorben sind, denen das Ladinische noch Muttersprache gewesen war. Immerhin ist zu bedenken, daß das Deutsche, welches von Meran und von Landeck her getragen wurde, im Hauptthale viel früher Fuß fassen mußte als in den unwegsamen Zuthälern von Taufers und von Matsch.

Eine gute Stunde unterhalb Schluderns geht rechts die Straße ab, welche über das Wormserjoch ins Veltelin führt und erst in den zwanziger Jahren beendigt worden ist. Sie steigt da von Prad an aufwärts, anfangs im engen Thale, dann wendeltreppenartig an nackten Höhen hin, zur Linken die gletscherreichen Halden des Ortles, immer höher bis in die Region des ewigen Schnees, aus welcher sie stets durch großartige Gegend rasch hinunterzieht in die schönen wälschen Gelände. Es ist der höchste fahrbare Paß in Europa, 8900 Fuß über dem Meere, und in Ansehung der schwierigen Ausführung als ein Weltwunder zu betrachten. Deßwegen wurde auch schon vieles darüber geschrieben, was Grund genug ist, hier davon nicht mehr zu reden.

Nicht so schnell können wir den Ortles aus den Augen lassen, den prachtvollen Berg, der das ganze obere Vinschgau mit seiner Majestät erfüllt. Die Ortlerspitze ist im Anfange dieses Jahrhunderts zum erstenmale erstiegen worden und die Nachricht davon im dritten Bande des tirolischen Sammlers niedergelegt. Erzherzog Johann machte dazumal seine erste Reise in Tirol und war, als er des ungeheuern Kegels ansichtig wurde, der Meinung, daß derselbe den höchsten Bergen von Savoyen und der Schweiz wenig nachstehen dürfte. Es war niemand zur Hand, der

diese Meinung bestätigen oder widerlegen konnte; denn noch lag auf dem erhabenen Felsen unbetreten der vieltausendjährige Schnee. Der Bergofficier Gebhard erhielt sofort den Auftrag, von Mals aus alles einzuleiten, was die Ersteigung ermöglichen könnte. Manche Nachbarsleute versuchten nun, durch die versprochene Belohnung gereizt, ihr Glück, kehrten aber wieder zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Jede Hoffnung schien verloren, als am 26. September 1804 ein kurzgewachsener Jäger aus Passeier, Namens Josef Pichler, insgemein Josele geheißen, sich bereit erklärte, das Wagstück zu unternehmen. Es wurden ihm zwei Zillerthaler mitgegeben und sie kamen selbdritt, der kleine verwegene Gemsenjäger an der Spitze, am nächsten Tage wirklich auf den Gipfel des Ortles, wo sie aber nur vier Minuten aushielten. Tags darauf fanden sie glücklich wieder nach Trafoi und hatten begreiflicherweise viel zu erzählen von den Schrecknissen, die sie überstanden. Auch war ihr Aussehen ganz darnach, um ihre Berichte zu unterstützen. Ungerechnet der erfrorenen Finger und Zehen waren sie mit einer Schneekruste überzogen und der Sprache beraubt, da ein heftiger Wind den losen Schnee gegen sie geblasen hatte. Im darauffolgenden Jahre stieg der kühne Gebhard selbst zweimal auf die Spitze und ließ einmal, um die hartgläubigen Malser zu überzeugen, auf der Kuppe zur Nachtzeit einen Holzstoß anzünden, was den bekehrten Zweiflern ein prachtvolles Schauspiel gewährte. Darnach wurde der Berg zum erstenmale wieder 1826 von dem Genieofficier Schebelka aus Wien bestiegen und zwar unter großen Beschwerden. Endlich 1834 warf auch Professor Thurwieser zu Salzburg, der König der rhätischen Bergsteiger, sein Auge auf ihn und fand sich am zehnten August zu Churburg ein, wo er Josele, den Passeierer, der zum erstenmale die Ortlerspitz erklommen, noch am Leben traf.

Freilich war der Jäger unterdessen siebenzig Jahre alt geworden, aber noch muthvoll, rüstig und behend. Am eilften August begab sich der Professor mit ihm und dessen Sohne Lex nach Trafoi, ins Posthaus an der neuen Straße. Dort warben sie noch einen dritten Führer und begannen das Abenteuer. Die erste Nacht blieben sie auf dem Bergl, 6327 Pariser Fuß hoch, im Freien über Nacht. Andern Tages 36 Minuten nach zwölf Uhr war die Spitze erreicht, deren Höhe zu 12044 Pariser Fuß bestimmt wurde. Das Wetter war gut und die Aussicht unermeßlich — um so lohnender nach den Fährlichkeiten, deren Darstellung dem mit solchen Begegnissen minder vertrauten Leser manchen Schauer erregt. Man erblickt dort die Hochgebirge des größten Theils von Tirol und sieht gegen Salzburg und Kärnten hinein noch Kuppen, welche jenseits des Großglockners stehen. Der Spiegel des adriatischen Meeres, der doch in die Aussichtsweite fällt (?), war gleichwohl nicht mehr zu unterscheiden, bestimmt aber traten hervor die Gletscher von Piemont und Savoyen, die Hörner der Schweiz und über diese und die Ferner des Oetzthales hinaus ging der Blick bis in die Ebenen von Bayern und Schwaben.

Seitdem sind wieder mehrere Besteigungen unternommen worden, als z. B. von Hrn. Dr. von Ruthner 1857, von Hrn. Egid Pegger 1863, von Hrn. F. F. Tuckett mit zwei andern Engländern 1864, endlich am 7. Juli 1865 von Hrn. Edmund von Mojsisovics. Letzterer eröffnete auch eine neue Aera für die bis dahin sehr vernachlässigten Ortles-Forschungen durch seine Abhandlung „Ueber den Orteler" und verschiedene „Touristische und topographische Notizen" im Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins 1866. Bald folgte ihm Oberlieutenant Julius Payer mit trefflichen Arbeiten in Petermanns Mittheilungen. Am 19. Juli 1867 erstieg auch Hr. Heinrich Waitzenbauer aus München die Spitze. Seitdem vermehrten sich die Ortlerfahrten dermaßen, daß im Jahre

1869 deren schon fünfzehn gezählt wurden. Die Höhe des Berges wird jetzt zu 12,356 W. F. angegeben. — Die wachsende Beliebtheit des Ortlers hat auch neuerdings das zu seinen Füßen liegende Suldenthal schnell emporgebracht. Es ist dort jetzt viel Touristenverkehr und beim Herrn Curaten gute Unterkunft. Im letzten Jahre ist sogar der Bau eines Hotels unternommen worden.

Auch Hr. Dr. P. G. Lorentz aus Altenburg, ein junger strebsamer Naturforscher, den ich zu München kennen lernte, und der jetzt auf der Universität zu Cordova in den La-Plata-Staaten einen Lehrstuhl einnimmt, hat im Jahre 1864 Streifzüge um den Ortles und den damals noch fast unbekannten Adamello unternommen und diese in Petermanns Mittheilungen beschrieben.

An dieser Stelle, wo die Ortlerstraße abgeht, macht übrigens das Thal eine Beugung. Das kalte Hochland der Gerichte von Nauders und Glurns ist zu Ende und es beginnt das warme untere Vinschgau, ein verdeutschtes Italien. Rechts stehen die Eisberge, die Suldner und der Laaser Ferner mit weißen Scheiteln und grünen bewaldeten Abhängen, links liegen die Sonnenberge des Vinschgaus, zumeist dürre, gelbe, zerbröckelte Halden. Im Thale geht die Etsch, die sich vielfach in weite Moosgründe verliert, auf welchen man die Vinschgauer Gäule weiden sieht.

Eiers, das erste Dorf nach diesem Scheidepunkt, weist noch die verfallenen Mauern eines längst verlassenen Schlosses, worin die Grafen von Moosburg aus Bayern seßhaft gewesen. Ueber der Etsch am steilen Berghang steht das Dorf Tschengels, mit Wallfahrtskirche und der Tschengelser Burg. Nicht weit davon ist das neue Gebäude des heilsamen Bades zu Schgums. Auch dort soll mit ungemeiner Billigkeit und zarter Sorge gegen die Gäste verfahren werden.

Das Thal nimmt nun eine milde, liebliche und doch große Art an. Um die Dörfer lag noch immer der bläuliche Duft des Morgens, den der Rauch aus den Schorn-

steinen kräuselnd durchbrach. Ueberall ist Raum genug für Kornfelder und für Wiesen, und die dicken Vinschger Bauern, die des Weges kommen, sind an sich schon ein gutes Zeugniß für die Fruchtbarkeit des Bodens. Die Sonnenseite bietet zwar nicht viel zu schauen, aber die Schattenseite ist gerade hier am schönsten, denn oft geht der Blick an stürzenden Wassern, an weiten Almen und über unermeßliche Forsten hinauf in die weißen Wildnisse der Ferner.

So gelangten wir allmählich in den Grund von Kortsch und Schlanders, wo auf einmal alle Reize südlicher Landschaft aufgehen, wo an der Straße Kastanien und Nußbäume ihre dichten Schatten zu werfen anfangen, rechts und links goldene Korngefilde prangen, wo an den mürben Sonnenbergen die ersten Rebengelände sich zeigen und die alten Burgen sich dergestalt häufen, daß kaum mehr Zeit übrig bleibt nach ihren Namen zu fragen. Darunter war vor Zeiten die angesehenste jene Veste über Schlanders, keck hingebaut an den schwindelnden Berghang und Schlandersberg genannt — ehedem der Stammsitz eines ritterlichen Geschlechts, aus welchem einer mit andern fünfunddreißig Herren vom Vinschgau in der Schlacht bei Sempach fiel. Später war Heinrich von Schlandersberg als ein streitbares Haupt bei dem großem Bunde der tirolischen Ritterschaft gegen Herzog Friedel, bei jenem Bunde, den der Fürst mit Hilfe seiner Bauern zu Boden schlug und dessen Vesten er eine nach der andern brach. Damals ging auch Reichthum, Gewalt und Ansehen der Schlandersberger unter, und sie kamen so lange sie dauerten nicht mehr dazu, obgleich das Geschlecht erst im vorigen Jahrhunderte ausstarb.

Schlanders selbst ist ein großes Dorf mit steinernen, städtisch aneinander gebauten, hohen Häusern. Auf dem

andern Ufer der Etsch liegt das Dörflein Göflan, in dessen Bergrevier die Brüche des schönen weißen Marmors sind, der als Schlanderser Marmor bis in die Werkstätten der Bildhauer zu München verführt wird.

Eine Stunde unter Schlanders liegt links von der Straße der noch wohlerhaltene Stammsitz der Edlen von Goldrain und darüber das Schloß Annenberg, ehemals den Annenbergern zugehörig, die im vierzehnten Jahrhundert zur Zeit Margarethens an Macht und Reichthum den ersten Geschlechtern des Landes gleich standen. Anton von Annenberg, der in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, ist berühmt geworden durch den regen Fleiß, mit dem er den Wissenschaften oblag und Minnegesänge und Heldenlieder aus der Zeit der Hohenstaufen wie die ersten Drucke der römischen Schriftsteller und der Kirchenväter auf seiner Burg zusammenbrachte. Die Annenberger sind schon lange ausgestorben; das Schloß selbst ist verkauft und sitzt jetzt ein Bauer in der alten Burg. Auf der andern Seite der Etsch liegen die Vesten Ober- und Untermontan. In ersterer hat man vor mehreren Jahren noch etliche vergessene Nummern einer ritterlichen Bibliothek gefunden, darunter auch eine werthvolle Handschrift des Nibelungenliedes, welche nach Berlin verkauft worden ist.

Weiter zogen wir gen Latsch, aus dem die Trümmer einer Burg aufragen, die vor Zeiten auch ein Sitz der Annenberger war. Heinrich von Annenberg hat das Spital zu Latsch erbaut, wo ein schöner gothischer Altar und etliche alte Malereien. Latsch ist auch eines besondern Erzeugnisses wegen berühmt, nämlich der Vinschgerlaibeln wegen, die in Tirol großer Beliebtheit genießen. Es sind dünne Scheiben, braun wie Lebkuchen, oberhalb mit einer zarten weißen Lasur überzogen. Frisch werden sie selten gegessen; man hält sie erst für lecker, wenn sie ganz trocken sind.

Sie werden dann überm Knie gebrochen oder mit dem Messer zerhauen und in kleinen Brocken aufgetragen. Uebrigens sind die Zelten von Latsch nur gesuchter als das Gebäcke, welches andere Dörfer liefern, denn das Verfahren ist überall dasselbe. Die Landleute haben dabei den besondern Vortheil, daß sie des Jahres nur drei- oder viermal backen dürfen. Der Vorrath wird mittlerweile in langen Rahmen auf dem Speicher aufgehängt.

Eine halbe Stunde unter Latsch stehen auf einem großen Felsblock die Ruinen des Schlosses Castelbell, vor nicht langer Zeit noch ein wohnlicher Rittersitz, dann durch einen Brand zu stolzen Trümmern geworden. Sie sind, obgleich ihnen die Weihe fehlt, die auf langvergangener Zerstörung ruht, doch ein schöner Schmuck der Straße, über der sie wie eine zackige Krone ruhen.

Nicht weit davon auf derselben Seite liegen schier ganz verkommen die Trümmer von Hochgalsaun, einst ein Gut der Herren von Schlandersberg, deßwegen auch von Herzog Friedrich in Schutt gelegt. An den Fall dieser Burg knüpft die Sage dieselbe Begebenheit, welche die Lieder von Weinsberg in Schwaben singen. Bekanntlich wird sie noch an verschiedenen andern Orten erzählt.

Sofort erreichten wir auch das Dörflein Staben, über dem hoch oben die schöne Burg Juval liegt, an welcher wir voriges Jahr vorübergingen, als wir aus dem Schnalserthale kamen. Am Fuß des steilen Berges, der die Burg trägt, bricht durch die schwarze Felsenschlucht der Schnalserbach heraus. An den jähen Wänden oben geht auch, weit her aus dem Innern des Thales, eine hölzerne Wasserleitung, welche die Einwohner von Naturns, dem nächsten Dorfe, angelegt haben, um die dürren Aecker und Wiesen an der Sonnenseite zu wässern. Auf der andern ist des Wassers dagegen wieder zu viel. Da befeuchtet die Etsch

ein weites Sumpfland und erzeugt im Sommer schwierige Krankheiten. Ueber dem Dorfe wieder ein Schloß, Namens Hochnaturns; auf dem rechten Ufer des Flusses, etwas abwärts, ein zweites in reicher Landschaft, Tarantsberg, jetzt Dornsberg, das seinen Namen von den Edlen Tarant führt, welche schon im vierzehnten Jahrhundert ausgestorben sind. Später kam es an die Annenberger und jetzt ist es Eigenthum der Grafen von Mohr.

Die zahlreichen Burgen des Vinschgaus sind ein großer Reiz dieser Landschaft, aber es ist viel leichter sie zu sehen, als sie dem Leser durch Schilderung vor Augen zu bringen. Glücklicherweise sind sie schon alle mannigfach gezeichnet und in Stahlstichen vervielfältigt worden. Auch mit ihrer Geschichte kann sich der Vorbeiziehende nicht ausgiebig beschäftigen, und wir haben es daher bei etlichen Namen- und Zeitangaben bewenden lassen. So viele ritterliche Liebes- und Heldenthaten ein romantisches Gemüth auch in die grauen Trümmer verlegen mag — die Summarien, welche aus vergilbten Documenten über ihre einstigen Schicksale hergestellt worden, sind doch sehr dürftig. Die Erbauung der meisten fällt in die graue Vorzeit. Einige sind vielleicht so alt als die rhätischen Burgen, welche Horaz einst besungen hat. In der historischen Zeit dreht sich ihre Geschichte zumeist um das Lehensverhältniß, um bestrittenes, erzwungenes, zugestandenes Oeffnungsrecht, um Verkauf, Abbruch, Wiederaufbau — um Nachrichten, die dem Provinzialhistoriker höchst anziehend sind, die aber der unterhaltungssüchtige Leser schockweise herlassen würde für einen interessanten Jahrgang aus dem Tagebuch eines mittelalterlichen Edelfräuleins. Eine belehrende und den trockenen Stoff kunstreich bewältigende Darstellung der ritterschaftlichen Verhältnisse, wie sie nicht allein im Vinschgau, sondern hinab bis gegen Trient im dreizehnten Jahrhundert

bestanden, hat Hormayr in seiner Chronik der Grafen von Eppan gegeben. Als Herzog Friedrich mit der leeren Tasche lebte, waren aber fast alle diese Burgen wieder bei ganz andern Herren. Zumal hatten nun die Starkenberger, deren Stammsitz nicht ferne von Imst, viele feste Schlösser, so im Vinschgau wie im Etschland. Schlandersberg, Naturns, Juval, Vorst, Schenna, Eschenloh und Greifenstein waren in ihren Händen, wurden aber deßwegen von Herzog Friedrich gebrochen, wobei sein Büchsenmeister Abraham von Memmingen sich viel Verdienst erwarb. Auffallend ist es, daß der Anblick dieser schönen Castelle, der herrlichen Landschaft und des eigenthümlichen Volks im Etschlande noch keine Walter Scott'schen Richtungen, sei's nun unter den Tirolern oder unter fahrenden Belletristen, hervorgerufen hat.

Allmählich öffnet sich auch ein Blick durch die Kluft der Töll hinunter auf die Höhen um Meran, und die schönen Hoffnungen, die bei dieser Ansicht aufgehen, trösten uns für die letzten anderthalb Stunden, die nach all dem Reichthum der Landschaft, wie sie sich von Mals herab erschlossen hat, fast etwas trübselig scheinen. Die Straße zieht zwischen Weidenbäumen in langer Zeile hin, rechts sind bebuschte Sümpfe und Erlenauen, zu beiden Seiten wenig bewohnte unliebliche Berge.

Und nun waren wir endlich auf der Stelle, wo links im Thale das kühle Partschins liegt, an der Straße dagegen die Töll, die ehemalige Zollstätte, hoch berühmt wegen der herrlichen Ansicht der Gefilde von Meran, die sich da in all ihrer paradiesischen Ueppigkeit auseinander legen. Da sah ich sie mit Freuden wieder, die Burg von Tirol und den hohen Thurm der alten Stadt und alle die Schlösser und Dörfer und Höfe und Kirchen und Capellen, die auf den Bergen herum und hinauf liegen bis zu St. Katharina

in der Scharte und hinab bis an die Mendel, die den Boznern in die Gassen schaut, alles so feierlich angemeldet durch die Donner der Etsch, die hier weißschäumend in das tirolische Eden hinunterspringt. Und erst das laute Entzücken, in das der nordische Gefährte ausbrach, als er zum erstenmale im Leben diese südliche Schönheit sah! So gingen wir plaudernd und schweigend, aber nachhaltig erstaunt und bewundernd auf der Heerstraße fort, die sich in sanfter Senkung abwärts zieht. Mächtige Kastanienbäume säuselten leise ober unsern Häuptern. Allerlei malerische Häuser und Hütten stehen an dem Wege, die Herbergen schlanker Männer und schöner Mädchen, die jetzt von des Tages Arbeit heimwärts zogen. Dann kamen wir unter den Lauben durch, die sich schattig über die Straße wölben, und voll von Trauben hängen. Die höchste Ehre als Schmuck der Landschaft muß in der That der Rebe bleiben — ihre bacchische Fruchtschnur geht überall hin, wo es etwas zu verzieren gibt, über Felsen und Bäume, an den Häusern hinauf und in die Stuben hinein. Ja, sogar um die Wegkreuze schlingt sie sich und umwindet den Erlöser mit ihrem erfrischenden Laub und hängt dem leidenden Christus ihre blauen Trauben kühlend über die Brust.